

FREDERICK TAYLOR
DER KRIEG, DEN KEINER WOLLTE

FREDERICK TAYLOR

DER KRIEG, DEN KEINER WOLLTE

Britten und Deutsche:
Eine andere Geschichte
des Jahres 1939

aus dem Englischen von
Helmut Dierlamm und Heide Lutosch

Siedler

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
1939: *A People's History* bei Picador, Pan Macmillan, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage August 2019

Copyright © der Originalausgabe 2019 Frederick Taylor

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019 Siedler Verlag,

München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Umschlagabbildung: Frauen beim Sonnenbaden im Strandbad Wannsee in Berlin,

ca. 1939 © ullstein bild/Raoul Konezni

Lektorat und Satz: Büro Peter Palm, Berlin

Karten: Peter Palm, Berlin

Reproduktionen: Aigner, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8275-0113-4

www.siedler-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Inhalt

	Einleitung	7
1	September 1938 <i>Also kein Krieg!</i>	19
2	Oktober 1938 <i>Populärer als Hitler</i>	45
3	November 1938 <i>Wie Hasen werden wir gejagt</i>	73
4	Winter 1938/39 <i>Bedeutet Einberufung, dass die Männer fort müssen?</i>	107
5	Frühjahr 1939 <i>Es ist wieder einmal Hitler. Aber keine Angst!</i>	145
6	April/Mai 1939 <i>Wir haben ihn alle sehr, sehr lieb!</i>	183
7	Juni/Juli 1939 <i>Schön, schön, schön ... Blau und Sonnenschein überall</i>	227
8	1. bis 22. August 1939 <i>Für Danzig sterben?</i>	271
9	23. bis 31. August 1939 <i>Großmutter gestorben</i>	295
10	1. bis 3. September 1939 <i>So rollt der Wahnsinn ab</i>	333
	ANHANG	383
	Dank	385
	Anmerkungen	387
	Bibliographie	417
	Personenregister	423
	Bildnachweis	431

Einleitung

Alle Systeme, die von Menschen für das Leben auf dieser Welt entwickelt wurden, erwiesen sich nun als trügerisch, zerstörerisch, hoffnungslos veraltet oder gefährdet.

Die britische Gewinnerin des Booker Prize Penelope Fitzgerald erinnert sich, was sie als 22-Jährige zu Weihnachten 1938 dachte.

Ich zittere um mein Glück, um die Zukunft meines Vaterlands, um Leben, Freiheit, Gesundheit, Arbeit – um alles bangt mir in diesen Minuten.

Erich Ebermayer, erfolgreicher Drehbuchschreiber und Theaterautor der NS-Zeit, schreibt Ende 1938 in sein Tagebuch, was er wirklich denkt.

In dem entscheidenden Jahr zwischen Herbst 1938 und Herbst 1939 schlitterten die Völker Europas von der Friedensverheißung in den totalen Krieg. Der Titel dieses Buches *Der Krieg, den keiner wollte* lässt anklingen, dass es beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs nicht die Begeisterung gab, die es ein Vierteljahrhundert zuvor beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs gegeben hatte. Hitler hatte zunächst wohl gehofft, den Konflikt begrenzen zu können. Womöglich wollte nicht einmal er selbst den Krieg, den er bekam.

Hier liegt das Problem: Zwar wollten viele Briten und Deutsche keinen Krieg, doch es ist historisch erwiesen, dass die Bevölkerung in beiden Ländern ihn letztlich tolerierte und wenn nicht mit Begeisterung, so doch mit grimmiger Entschlossenheit daran teilnahm. Dies gilt insbesondere für die große Mehrheit der Deutschen. Noch im September 1938 hatte es den meisten zutiefst widerstrebt, wegen des Sudetenlands in den Krieg zu ziehen, aber ein knappes Jahr später ließen sie sich überzeugen, dass ein Krieg mit Polen legitim und notwendig sei. Die vom NS-Regime damals organisierte Propagandakampagne ist ein erschreckendes Beispiel dafür, wie eine Regierung, die die totale Kontrolle über die Informationsquellen ausübt, das Volk ihrem Willen unterwerfen kann.

WIE GESCHAH DAS ALLES? Die diplomatischen und politischen Ereignisse des Jahres 1938/39 und die Rollen, die die beteiligten Eliten dabei spielten, sind inzwischen oft beschrieben und analysiert worden. Wie aber war es, in dieser Zeit der Spannungen, der Furcht, der Unsicherheit und schließlich der Katastrophe als ganz normaler Bürger in Großbritannien oder Deutschland zu leben? Was geschah Tag für Tag fernab der diplomatischen Salons, der Konferenzen und Kabinettsitzungen? Der Wunsch, tieferen Einblick in die Welt und in die Gemütslage der Durchschnittsbürger zu gewinnen, hat mich bewogen, dieses Buch zu schreiben.

Schon als ich für meine Bücher über die Bombardierung Dresdens, den Bau der Berliner Mauer und den Luftangriff auf Coventry recherchierte, die alle von zwischenmenschlichen Krisen handeln, habe ich versucht, die schrecklichen Ereignisse jener Zeit aus der Perspektive »von unten« zu betrachten. *Der Krieg, den keiner wollte* steht in dieser Tradition. Um ein lebendiges, ein aussagekräftiges Bild von den Menschen, die in jenem schicksalhaften Jahr lebten, zeichnen zu können, musste ich jedoch im Vergleich zu der Arbeit an den früheren Büchern intensiver und viel breiter gestreut nach Quellen suchen, die den Blick auf die Vergangenheit, auf den Alltag freigeben und die Gefühle der Menschen einfangen.

Wer sich als Historiker heute, achtzig Jahre nach den Ereignissen, mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs befasst, operiert im Grenzbereich der menschlichen Erinnerung. Als ich vor beinahe zwanzig Jahren erstmals in dieser Art über Geschichte schrieb, gab es noch relativ viele Menschen, die als Soldaten am Zweiten Weltkrieg teilgenommen oder ihn als Erwachsene erlebt hatten. Heute dagegen leben fast nur noch Zeugen, die in jener Zeit Kinder waren – ein Umstand, der erheblichen Einfluss auf ihre Erinnerungen hat. So habe ich in Großbritannien wie in Deutschland viele Menschen interviewt, die in ihrem neunten Lebensjahrzehnt standen, wobei die älteste Befragte 96 Jahre alt war. An der Erinnerungsfähigkeit dieser Zeitzeugen war nichts auszusetzen. Doch ihre Erinnerungen sind die von Kindern, die von den größeren, bedrohlicheren Ereignissen außerhalb ihrer Familien nichts wussten oder vor deren Wahrnehmung geschützt wurden. Sie alle waren faszinierende und oft amüsante Gesprächspartner, doch ihre Sicht der Dinge war in den meisten Fällen begrenzt. Insbesondere eine Tatsache hatte ich intuitiv vermutet und fand sie durch die Begegnungen eindeutig bestätigt, nämlich dass der Frieden, so erstrebenswert er ist, weniger Spuren in der Erinnerung hinterlässt als der Krieg. Der Frieden wird eher mono als stereo

wahrgenommen, eher schwarzweiß als farbig, wenigstens was die Tiefe der Erinnerung betrifft. Ein Kind erinnert sich nicht an die Nachrichten über die Münchner Konferenz, aber sehr wohl an einen Bombenangriff. Diese Regel wird Gott sei Dank durch einige hochinteressante Ausnahmen bestätigt, wie die Leser erkennen werden, und diese Ausnahmen sind jede Mühe wert.

Über den Alltag in der Zeit unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg herrscht kein Mangel an Quellen. In Großbritannien gibt es etwa das Archiv der Sozialforschungsorganisation Mass-Observation mit kostbaren Tagebüchern Hunderter »normaler« Zivilisten verschiedenen Alters und verschiedener Herkunft. Ein Teil dieses Materials hat direkten Bezug zu den Krisen der damaligen Zeit, ein Großteil nicht, doch dieser Teil ist für dieses Buch ebenso wertvoll und informativ. Die vielen Tagebücher und Zeitungen (insbesondere Boulevardblätter wie der *Daily Mirror* und der *Daily Express*) bieten lebendige und oft überraschend unmittelbare Einsichten in den Alltag der britischen Bevölkerung sowie in ihre Ängste, Hoffnungen und Vorurteile während des hier behandelten Zeitraums. Der Presse kann man manch faszinierendes, skurriles, zuweilen auch beunruhigendes Detail entnehmen, wenn man bereit ist, die notwendigen Stunden für die Suche auf den Innenseiten der Zeitungen aufzuwenden. Darüber hinaus verwahrt das Imperial War Museum in London einen erstaunlichen – auch online zugänglichen – Schatz an Interviewaufnahmen, die oft schon vor zwanzig, dreißig oder noch mehr Jahren entstanden sind. Und nicht zuletzt stehen viele unveröffentlichte Tagebücher und Memoiren zur Verfügung.

In Deutschland gab es keine Einrichtung, die der Mass-Observation vergleichbar wäre, es sei denn, man betrachtet den Überwachungsapparat des nationalsozialistischen Polizeistaats als eine solche, weil dieser sowohl über die Ansichten, Beschwerden und Ängste der Deutschen als auch über die Vorgänge in den großen und kleinen Städten des Reichs Informationen zusammentrug und oft eine erstaunliche Bereitschaft zeigte, auch Unangenehmes in die Berichte aufzunehmen. Der Sicherheitsdienst der SS, die Gestapo und die lokalen Parteiorganisationen sammelten allesamt Berichte über die öffentliche Meinung; ich habe einen Blick in das archivierte Material geworfen und auf veröffentlichte Sammlungen solcher Dokumente zurückgegriffen. Auch die deutsche Presse dieser Zeit lieferte trotz der allgegenwärtigen rigorosen Kontrolle des Regimes zuweilen unabsichtlich Überraschendes nicht nur hinsichtlich der Ängste von Durchschnittsbürgern im Dritten Reich, sondern auch der Ängste von Männern, die bestimmten, was ihre Landsleute

hören, lesen und denken sollten (man kann hier problemlos Männer schreiben, weil die NS-Herrschaft ausschließlich von Männern ausgeübt wurde). Liest man zum Beispiel, was die *Pommersche Zeitung* in Stettin über die Schrecken des Pogroms im November 1938 berichtete, so erhält man ein im Vergleich zur gängigen Geschichtsschreibung intensiveres und erschreckenderes Bild, weil das Ereignis an diesem einen Ort geschildert wird und man wie durch eine Lupe sieht, wie derartige Vorgänge eine ganz gewöhnliche Kleinstadt veränderten. Den Berichten ist zu entnehmen, dass in der Nacht, als die Stettiner Synagoge in Flammen aufging, um sie herum das Leben in den gut besuchten Restaurants, Bars und Nachtclubs, Theatern und glitzernden Filmpalästen pulsierte wie in jeder anderen Nacht. Schließlich konnte ich auch relevante Tagebücher und Memoiren einsehen, die sich in dem bemerkenswerten Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen bei Freiburg befinden. Viele dieser Dokumente belegen, in welchem Ausmaß »normale« Menschen, ganz gleich wie sehr sie sich den Frieden auch wünschten, das NS-Regime mit seinen ständigen Anforderungen akzeptierten und mit ihm lebten – oder das Regime sogar leidenschaftlich begrüßten. Andere – darunter insbesondere die publizierten Tagebücher und Memoiren von Ruth Andreas-Friedrich und Erich Ebermayer – liefern kostbare Einblicke in die privaten Welten, die in dem monolithischen totalitären System irgendwie überdauerten.

VERMUTLICH IST DIES ein anderes Buch geworden, als ich es noch vor wenigen Jahren geschrieben hätte. Vor den katastrophalen wirtschaftlichen und politischen Ereignissen der Jahre 2008 und 2009 wiegten wir uns in dem Glauben, dass wir die brutale und unberechenbare Welt der 1930er Jahre hinter uns gelassen hatten. Doch wie die Wirtschaftskrise der Jahre 1929 bis 1931 die Dämonen heraufbeschwor, die in diesem Buch beschrieben werden, so wirken sich auch die wirtschaftlichen und sozialen Probleme unserer Zeit verheerend aus: Eine extreme staatliche und private Verschuldung, eine Globalisierung, die mit Arbeitslosigkeit und niedrigeren Löhnen für viele sowie hohen Gewinnen für wenige einhergeht, und die unkontrollierte Migration großer Bevölkerungsgruppen wirken in Europa, Amerika und Teilen Asiens ähnlich destabilisierend und demoralisierend wie die Weltwirtschaftskrise in den 1930er Jahren. Zugleich gewinnen im 21. Jahrhundert autoritäre Zerstörer durch umfangreichen Datenmissbrauch und die Manipulation von Online-Informationen und sozialen Medien eine Überzeugungskraft, von der ihre Vorgänger in den 1930er Jahren nur träumen konnten.

Die Rebellion gegen die Mitgliedschaft in der Europäischen Union, die am 23. Juni 2016 in der britischen Volksabstimmung über den »Brexit« stattfand, ist der bisherige Tiefpunkt der von Angst und Misstrauen geprägten Stimmung. Etwas mehr als siebenzig Jahre nach dem scheinbar endgültigen Sieg über den extremen Nationalismus hat eine kleine, aber klare Mehrheit der Briten, die an der Abstimmung teilnahmen, die nahezu absolute Priorität des Nationalismus gegenüber dem Internationalismus bestätigt. Damit hat sie kehrtgemacht auf dem Weg, den das Vereinigte Königreich mit dem übrigen Europa seit 1945 verfolgt hat. Und in den Vereinigten Staaten ist mit »America First« eine zweifelhafte Parole der 1930er Jahre wieder populär geworden.

Was wir heute erleben, ist natürlich keine exakte Wiederkehr der 1930er Jahre, aber wir fühlen uns immer öfter an die Gefahren krasser Ungleichheit und extrem protektionistischer Wirtschaftspolitik erinnert, die in jener Zeit herrschte, ebenso an die Taktik marginalisierter sozialer Gruppen, Minderheiten zum Sündenbock zu machen und extreme Gewalt gegen sie anzuwenden, und manch andere Folgen, die ein unverantwortliches und oft erbärmliches Verständnis vom nationalen Eigeninteresse haben kann.

Wie unsere Großeltern und Urgroßeltern in den 1930er Jahren wollen wir »Normalbürger« Wohlstand und Sicherheit genießen, wollen nicht nur ein Dach über dem Kopf haben, sondern beispielsweise auch in alle Welt reisen und jederzeit mit jedermann kommunizieren können. Wie unsere Vorfahren wollen wir den Frieden wahren, der all das möglich macht. Diese Annehmlichkeiten lassen sich scheinbar ungestraft mit primitiver nationaler Selbstüberhöhung kombinieren. Niemand rechnet ernsthaft mit einem weiteren Krieg in Europa, aber zum ersten Mal nach einem Dreivierteljahrhundert des Friedens schließt ihn auch niemand mehr grundsätzlich aus.

Zu diesem Trend passt die erschreckende Ähnlichkeit unserer Welt mit der Welt und den Erfahrungen der Menschen, die jene chaotischen und unsicheren Tage und Wochen unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs erlebten. Was wird uns die Zukunft bringen, das fragten sich auch die Menschen, die in jener schicksalhaften und letztlich katastrophalen Phase der europäischen Geschichte lebten und das Erlebte nicht einzuschätzen wussten. Wie die meisten von uns waren auch unsere Großeltern und Urgroßeltern in erster Linie mit den Pflichten, Verrichtungen, Geschäften, mit den Freuden und Leiden ihres Alltags beschäftigt. Die über ihnen schwebenden Gefahren nahmen sie nur unvollkommen oder gar nicht wahr, und das nährte die Hoffnung jedes Einzelnen und der Gemeinschaft auf Frieden und weiteren Wohlstand.

Das Großbritannien Ende der 1930er Jahre könnte man als recht »modern« bezeichnen, und Deutschland war in vieler und oft recht verblüffender Hinsicht eine durchaus typische westliche Konsumgesellschaft. Aber es war – nicht zuletzt eine Folge der nationalsozialistischen Propaganda – auch ein Sammelbecken der Leidenschaften. Meiner Ansicht nach war in der nationalen Psyche der Deutschen nicht ein gewisser Pragmatismus vorherrschend, sondern ein mächtiger Zwang, ein inneres Chaos, das sich im äußerem Chaos niederschlug. Das NS-Regime unternahm nur wenige Wochen nach einem wichtigen diplomatischen Sieg (dem Münchner Abkommen) einen grausamen und mörderischen Angriff auf einen gesetzestreuen Teil der eigenen Bevölkerung (die gegen die deutschen Juden gerichteten Novemberpogrome) und erwies sich damit vor aller Augen als willkürlich und unberechenbar.

Ein Mosaik öffentlicher und privater Ansichten zusammenzustellen und die sich darin verbergenden Strömungen zu analysieren, erschien mir als eine Möglichkeit, den von oben nach unten gerichteten Blick zu vermeiden, dem sich die Machenschaften der politischen Akteure im Extremfall in einer trockenen, fast laborhaften Isolation darbieten. Vielleicht wird auf diese Weise in vielen Jahren einmal eine Geschichte über das Großbritannien und insbesondere das Amerika von heute geschrieben, und vielleicht ist sie der Geschichte der 1930er Jahre sehr ähnlich.

Die meisten Bücher über die Vorkriegszeit, in denen versucht wird, eine »von oben nach unten« erzählte Geschichte durch ein von unten nach oben gerichtetes Element zu ergänzen, beschränken sich darauf zu skizzieren, was Normalbürger tun, wenn sie fürchten, dass ein Krieg unmittelbar bevorsteht – und das war damals tatsächlich der Fall, wie wir heute wissen. Hier wird dagegen auf das geschaut, was die Menschen taten und dachten, wenn sie die Kriegsgefahr gerade *nicht* im Kopf hatten – wie sie arbeiteten, Zeit mit ihrer Familie verbrachten, sich über Geld oder über ihr Aussehen Sorgen machten, was sie aßen, wie sie ausgingen oder welche Filme sie im Kino sahen. Es ist eine Methode, mit der man die Welt vor acht Jahrzehnten unmittelbar erfassen, ja sie sozusagen betreten kann.

IN DEN LETZTEN WOCHEN des Jahres 1938 sah es so aus, als sei ein Schlussstrich unter die Nachkriegszeit gezogen worden: Die größten Ungerechtigkeiten des Versailler Vertrags, über die Deutschland sich beschwert hatte, waren durch neue Vereinbarungen ersetzt worden, die Grenzen in Mitteleuropa schienen stabiler, und es bestand die Hoffnung, dass der Frieden

von Dauer sein würde. Nur hegte Hitler, wie wir heute wissen, Millionen damals aber nicht erkannten, keine friedlichen, sondern finstere Absichten.

Das jahrhundertealte Habsburgerreich war im Ersten Weltkrieg untergegangen, und die Republik Österreich hatte 1918 angestrebt, sich mit dem neuen demokratischen Deutschland zusammenzuschließen. Doch die Sieger hatten das untersagt. Im Jahr 1931 hatte die kleine verarmte Alpenrepublik dann versucht, wenigstens eine Zollunion mit dem »großen Bruder« im Norden zu bilden. Aber auch dieses in vieler Hinsicht sinnvolle Vorhaben hatten die Großmächte aus politischen Gründen blockiert. Im Fall des Sudetenlands – der deutschsprachigen Verwaltungseinheiten von Böhmen und Mähren in der Tschecho-Slowakischen Republik (die ebenfalls 1918 versucht hatten, sich Deutschland anzuschließen) – sprach im Oktober 1938 ebenfalls eine gewisse kulturelle Logik für die Integration in einen einzigen deutschsprachigen Staat.

Die deutsche Öffentlichkeit, und zwar auch jene Teile, die den Nationalsozialismus ablehnten, war für die Vereinigung mit Österreich und dem Sudetenland. Selbst die Menschen in Großbritannien, Frankreich und anderen demokratischen Ländern waren dafür. Seit 1918 hatte sich die Ansichten geändert. Während die Regierungen Europas den größtenteils friedlich gesinnten, demokratischen Politikern der Weimarer Republik während der 1920er Jahre derartige Zugeständnisse noch verweigert hatten, waren sie inzwischen zu der Einsicht gelangt, dass die Nachkriegsregelungen ungerecht und nicht haltbar waren. Leider war es da schon zu spät, denn von dieser Großzügigkeit profitierte nun kein vernünftiger Staatsmann, sondern ein unersättlicher Diktator. Die herrschenden Eliten in Großbritannien und Frankreich erkannten nicht, dass es sich bei Hitler nicht um die cholerischere Version eines Gustav Stresemann oder Heinrich Brüning handelte, sondern um einen ideologisch motivierten Führer, dem es nicht um die vernünftige Befriedigung nationaler Interessen, sondern um absolute Macht ging. Aber wie konnte es geschehen, dass so viele Menschen die Katastrophe erst kommen sahen, als sie kaum noch zu vermeiden war?

Industrielle wie private Bauträger wenden oft eine clevere, aber nicht sehr moralische Methode an, um bei den Baubehörden die Genehmigung für ein zweifelhaftes Projekt zu erschleichen: Sie lassen sich einige kleine, scheinbar vernünftige und nicht unbedingt gefährlich wirkende Dinge genehmigen, die sich dann am Ende als ein Projekt entpuppen, das in seiner Gesamtheit nie genehmigt worden wäre. Die Methode wird gern als »Salamitaktik« bezeichnet.

Im Rückblick können wir sehen, dass Hitler diese Taktik meisterhaft beherrschte und im Umgang mit Briten, Franzosen, Tschechoslowaken, Polen und anderen in den späten 1930er Jahren mit Erfolg einsetzte.

Bis 1939 hatte Hitler mit der charakteristischen Mischung aus Dreistigkeit und Tücke zusammengebracht, was er an Territorium, diplomatischem Gewicht und militärischer Stärke brauchte, um sich ganz Europa untertan zu machen, ganz zu schweigen von dem Potenzial, das in den eurasischen Gebieten im Osten noch lockte. Erst jetzt erkannten die demokratischen Mächte allmählich seine wahren Ziele, doch da konnte Hitler nur noch durch massive Gewaltanwendung aufgehalten werden, und so wurden die westeuropäischen Nationen (und bald auch die Amerikaner und die Russen) in einen gewaltigen blutigen Ausrottungskrieg verstrickt, dessen Ausbruch sich drei oder vier Jahre zuvor noch kaum jemand hatte vorstellen können. Der Preis, den die Menschen jener Epoche zahlten, war entsetzlich: Blut, sinnlose Zerstörung und der Alptraum des Holocaust. Auf einer materiellen und vielleicht weniger essentiellen Ebene verzögerte der Krieg außerdem, was man als Projekt der Moderne bezeichnen könnte. Ohne den Krieg, der so viele vielversprechende Entwicklungen der Friedenszeit zerstörte, wären Europa unermessliche Schrecken erspart geblieben, und es hätte die Annehmlichkeiten und Sicherheiten einer wohlhabenden Konsumgesellschaft schon in den 1940er Jahren genießen können, statt nach dem Krieg wiederaufzubauen, was zerstört worden, und zu betrauern, was für immer verloren war. Auch diese vereitelte Verheißung eines besseren materiellen Lebens ist ein Thema dieses Buches.

IN DEN SCHICKSALHAFTEN ERSTEN TAGEN des September 1939 waren sich die meisten Europäer der furchtbaren Kosten des letzten Weltkriegs durchaus bewusst: Millionen Tote, der Zusammenbruch historisch bedeutender Nationen, Zerstörung, Hunger, Revolution. Nur wenige Fanatiker begrüßten den Krieg. In den zwei Jahrzehnten nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, einer nervenaufreibenden Periode sozialer und politischer Instabilität, war Europa von Hyperinflation, Chaos und wirtschaftlicher Depression heimgesucht worden. Erst Mitte der 1930er Jahre verbesserte sich das internationale wirtschaftliche Klima. Trotz fortdauernder Armut und Arbeitslosigkeit in Teilen Europas bildete sich damals ein Phänomen heraus, das wir später als modern erkennen sollten: die vom Massenkonsum geprägte Gesellschaft. Vor 1914 war fast alles, was man als Luxus bezeichnet, nur der obersten Schicht der Gesellschaft zugänglich. Im Jahr 1939 waren solche »Luxusgüter« zwar immer

noch relativ rar, aber doch sehr viel weiter verbreitet. Mehr Menschen genossen mehr Annehmlichkeiten und mehr materielle Dinge als je zuvor, eine Entwicklung, die die Funktionsweise der Gesellschaft und die Erwartungen ihrer Mitglieder veränderte.

Bis 1938 war das Konsumniveau in allen fortgeschrittenen Ländern Europas gestiegen. Millionen Haushalte besaßen einen Radioapparat und viele ein Telefon, elektrische Haushaltsgeräte waren verbreitet, es gab die kommerzielle Luftfahrt und ein ausgebautes Eisenbahnnetz. Der Besitz eines Automobils war in Europa zwar noch weitaus seltener als in den USA, aber nicht mehr auf die Reichen und Privilegierten beschränkt. Sogar das Fernsehen gab es schon. Es war 1935 in Deutschland eingeführt worden, und zwar nicht zuletzt aus dem sehr modernen Grund, dass im folgenden Jahr die Olympischen Spiele in Berlin stattfinden sollten. Großbritannien war 1936 (mit besserer Bildqualität) gefolgt.

TROTZ ALLER GRAUSAMKEITEN und aller Intoleranz war das national-sozialistische Deutschland im Frieden nicht mit Sowjetrußland zu vergleichen. Amerikanische und andere ausländische Filme wurden in Deutschland durchaus gezeigt (es sei denn, von den Regisseuren oder Schauspielern war allgemein bekannt, dass sie Juden waren). In den Großstädten konnte man ausländische Zeitungen bekommen (es sei denn, sie waren eindeutig sozialistisch oder kommunistisch). Deutsche Zeitungen druckten nicht nur die Programme deutscher, sondern auch ausländischer Radiosender ab (dies änderte sich nach Kriegsausbruch radikal, als das Hören ausländischer Sender zu einer schweren, potenziell mit dem Tod zu ahndenden Straftat erklärt wurde).

Das Bild relativer Normalität und relativen Wohlstands, das Deutschland bei oberflächlicher Betrachtung bot, war allerdings eine Täuschung. Obwohl die meisten Deutschen den Frieden erhalten wollten, hatten sie in so großer Zahl für den unverhohlenen als Militarist und Rassist auftretenden Adolf Hitler gestimmt, dass seine Partei, die NSDAP, zur stärksten des Landes aufstieg und er selbst am 30. Januar 1933 Reichskanzler wurde. Kaum an der Macht, hatte der nicht wenigen verhasste, aber von vielen seiner Landsleute bejubelte Abenteurer Massen von Andersdenkenden und politischen Gegnern in Konzentrationslager gesteckt und eine konsequente Politik der Diskriminierung und Verfolgung der deutschen Juden betrieben. Zugleich profitierte er vom einsetzenden Wirtschaftsaufschwung und dem damit einhergehenden Rückgang der Arbeitslosigkeit.

Seine Politik der Wiederaufrüstung und nationalen Selbstbehauptung (die er mit der ständigen Betonung seines Friedenswillens verband – ein Trick, den er vielleicht der sowjetischen Propaganda abgeschaut hatte) verschaffte ihm viel Popularität und verdeckte zugleich die Widersprüche des Regimes. Tatsächlich ging es den deutschen Industriearbeitern entschieden schlechter als ihren Kollegen in Großbritannien oder Frankreich und erst recht in den USA. Mit Einführung der obligatorischen Sechzig-Stunden-Woche Anfang 1939 wurden sie sogar zu noch härterer Arbeit gezwungen. Aber sie hatten wenigstens Arbeitsplätze, woran die Regierung sie ständig erinnerte. Besonders loyale Arbeiter gingen mit »Kraft durch Freude«, der Freizeit- und Erholungsorganisation der Partei, auf Reisen, und wer ehrgeizig war, konnte eine Vielzahl staatlich geförderter Fortbildungskurse besuchen. Wer dagegen aufbegehrte und aus der Reihe tanzte, auf den wartete die Gestapo und erstickte seinen Protest.

Sechs Jahre nach der Machtergreifung war Hitler scheinbar populärer denn je, und das oberflächlich so starke und blühende Deutschland hatte jede Menge verdeckte Probleme. Devisen- und Rohstoffmangel drohten es in den Ruin zu treiben. Doch die deutsche Volkswirtschaft funktionierte längst nicht mehr unter normalen ökonomischen Bedingungen, sondern nach den Regeln der Nationalsozialisten, und das bedeutete, dass die wirtschaftlichen Probleme nur durch den Erwerb neuer Gebiete und neuer Rohstoffquellen »gelöst« werden konnten – mit oder ohne Krieg.

IM GEGENSATZ ZU DEUTSCHLAND war Großbritannien in den späten 1930er Jahren, obwohl ihm sein Weltreich langsam entglitt und es an Rückschlägen in den traditionellen Bereichen Bergbau und Schwerindustrie zu leiden hatte, ökonomisch insgesamt in einem guten Zustand. Die Entscheidung von 1931, den Goldstandard aufzugeben, hatte ihm im Vergleich zu anderen Industrieländern eine flexiblere Volkswirtschaft und eine schnellere Erholung gebracht.

Infolge der hohen Arbeitslosigkeit im noch immer unter der Depression leidenden Norden kam es dennoch zu verzweifelten Protestaktionen und im Oktober 1936 zum *Jarrow March*, dem Protestzug von 200 Arbeitern von Jarrow nach London, wo sie der Regierung eine Petition übergaben. In Süd- und Mittellengland stieg der Lebensstandard dagegen. Die Produktion moderner Konsumgüter (Autos, Elektro- und Rundfunkgeräte und seit einiger Zeit auch Flugzeuge) sowie die Entstehung neuer Dienstleistungsunternehmen

führten dort zu einem unerwarteten Wohlstand. Zudem kam es infolge günstiger Kredite zu einer beträchtlichen Expansion im Wohnungsbau, was einen Boom der Bauwirtschaft zur Folge hatte.

Als 1936 klar wurde, dass Deutschland sich wiederbewaffnete, vergrößerte auch die britische Regierung widerstrebend ihre Streitkräfte. Die Vertreter der Städte wurden aufgefordert, eine grundlegend neue Infrastruktur für den Zivilschutz aufzubauen (denn es war klar, dass es in einem neuen Krieg verheerende Luftangriffe geben würde). Viele Stadtverwaltungen, insbesondere wenn sie von der stark pazifistisch orientierten Labour Party geleitet wurden, zögerten das, was sie als »Militarisierung des Alltags« bezeichneten, allerdings gern hinaus.

Wie die deutsche war auch die große Mehrheit der britischen Bevölkerung gegen einen Krieg. Großbritannien war nicht mehr die schier unermesslich reiche Supermacht, die es vor 1914 gewesen war. Dass es immer noch Weltmachtstatus hatte, hing von der Aufrechterhaltung einer Weltordnung ab, die den globalen Status quo (und insbesondere den Fortbestand des Britischen Weltreichs) garantierte. In einem Weltkrieg war dieses Reich verwundbar und damit ein lohnendes Ziel für Deutschland und dessen Verbündete Italien (im Mittelmeerraum und im Nahen Osten) und Japan (im Fernen Osten). Diese Überlegung war eine der Grundlagen für die sogenannte Appeasement-Politik Neville Chamberlains.

Da die meisten Deutschen es vorzogen, ihre Kritik an den Maßnahmen des diktatorischen Regimes für sich zu behalten, gab es im Deutschen Reich kaum offenen Widerspruch gegen die rasche Wiederaufrüstung, den Bau von Luftschutzbunkern oder die obligatorische Durchführung rigoroser Luftschutzübungen. Dies alles hatte bald nach der nationalsozialistischen Machtergreifung begonnen. Kaum jemand warb aktiv für einen Krieg, aber anders als in Großbritannien gab es so gut wie keinen Widerstand gegen die Wiederaufrüstung, zumal diese dringend benötigte Arbeitsplätze bereitstellte. Viele Deutsche wollten einfach nur die Früchte des Krieges ernten, aber keinen führen, was nicht unbedingt mit Friedensliebe gleichzusetzen ist. Der Widerspruch zwischen dem Wunsch nach Frieden einerseits und dem aggressiven Expansionismus andererseits mochte Beobachtern außerhalb Deutschlands offensichtlich erscheinen, den Anhängern des »Führers« fiel er aber wohl nicht einmal in den letzten Vorkriegsmonaten auf. Das Regime täuschte die Bevölkerung mit der Botschaft, Hitler sei »ein Mann des Friedens«, und Millionen Deutsche waren nur zu gern bereit, sich täuschen zu lassen.

Hinzu kam, dass der Verdacht, die Westmächte würden Deutschland »einkreisen«, was sie angeblich vor 1914 auch getan hatten, selbst auf Deutsche, die keine Anhänger des NS-Regimes waren, seine Wirkung nicht verfehlte. Alles, was nach Missachtung des verhassten Versailler Vertrags aussah, fand bei den meisten Deutschen große Zustimmung.

Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund oder die Remilitarisierung des Rheinlands im Jahr 1936 (die als Bruch des Versailler Vertrags eine bewaffnete Reaktion Großbritanniens und Frankreichs hätte auslösen können) vergrößerten Hitlers Popularität noch mehr und erhöhten gleichzeitig Deutschlands Verteidigungsfähigkeit. Alle diese »Gewinne« wurden ohne Krieg erzielt. Das galt auch für den »Anschluss« Österreichs im März 1938 und für Hitlers Management der Krise, die der Besetzung des Sudetenlands im Oktober desselben Jahres vorausging – als der in diesem Buch primär behandelte Zeitraum beginnt.

Der Krieg, den keiner wollte schildert das Ende der Hoffnung, das mit dem Zusammenbruch der letzten Überreste der politischen Ordnung in Europa einherging. Das Ende des Buches, die deutsche Invasion in Polen, fällt mit einer schrecklichen Veränderung in der Haltung eines großen Teils der Deutschen zusammen: Im Zuge einer beharrlichen, rücksichtslosen und verlogenen Kampagne der gleichgeschalteten deutschen Presse und anderer Medien gegen sämtliche (große und kleine) ethnische Gruppen und Länder, die den Plänen der Nazis im Wege standen, wurden aus passiven, ja mürrischen Bürgern Komplizen des Völkermords. Diese Veränderung und wie sie erreicht wurde, ist ein zentrales Thema dieses Buches.

Frederick Taylor
St Keverne, Cornwall
Oktober 2018

September 1938
Also kein Krieg!

AM DIENSTAG, DEM 27. SEPTEMBER 1938, hielt Europa den Atem an. Knapp zwanzig Jahre nach dem Ende des »Großen Kriegs«, der alle Kriege hatte beenden sollen, spitzte sich die Lage inmitten des aufgewühlten Kontinents zu. Nach wochenlangen Unruhen und Vorwürfen, es habe gewaltsame Übergriffe auf deutschsprachige Bürger im Westen der Tschechoslowakei und sogar Misshandlungen gegeben, was zumeist erfunden war und nur in wenigen Fällen tatsächlich zutraf, verlangte Hitler bis zum 28. September 1938 die Zustimmung zu einer Volksabstimmung über die staatliche Zugehörigkeit der Bewohner in einem nicht genau umrissenen Territorium der Tschechoslowakischen Republik. Andernfalls, so drohte er, werde er die Wehrmacht in Böhmen und Mähren einmarschieren lassen, um die deutschsprachige Minderheit vor den staatlich geförderten gewaltsamen Übergriffen zu schützen sowie die tschechische Regierung und die Tschechen für ihre Verbrechen zu bestrafen. Großbritannien und Frankreich kündigten daraufhin an, Deutschland in diesem Fall den Krieg zu erklären.

Zu den Millionen, die angesichts der Zuspitzung der Ereignisse Angst vor einem Kriegausbruch hatten, gehörte die minderjährige englische Schülerin Ann Magnus aus dem ruhigen ländlichen Essex. Sie bekam damals erstmals eine Ahnung, wie gefährlich ihre Welt geworden war. Ihr Vater, ein Aktienhändler im Londoner Finanzdistrikt, der in den letzten Jahren des Ersten Weltkriegs wegen der deutschen Luftangriffe aus der Stadt gezogen und dann Tag für Tag vom Land nach London gependelt war, bis er den Ruhestand erreicht hatte, trat eines Nachts mit ihr hinaus in den Garten des Hauses und zeigte ihr ein bedrohliches Schauspiel. »Wir sahen die Suchscheinwerfer über London«, erinnerte sie sich. Erstmals seit 1918 fand dieses gespenstische Spiel der Scheinwerfer wieder über der fernen britischen Hauptstadt statt. Anns Mutter hatte sich geweigert, das Haus zu verlassen, weil schon der Gedanke an einen weiteren Krieg und weitere Bombenangriffe ihr Angst machte.¹

Am 26. September 1938 verkündete Hitler vor einer riesigen Menge fanatischer Anhänger im Berliner Sportpalast, dass die Würfel gefallen seien.

Wenn die Tschechoslowakei nicht vor dem 1. Oktober alle seine Forderungen erfülle, werde er sie mit Gewalt erobern. Dass er es ernst meinte, bekräftigte er mit einer Parade, die Deutschlands Militärmacht am folgenden Tag im Zentrum der Reichshauptstadt vorführte.

Am Spätnachmittag des 27. September rollten Lastwagen voller Soldaten, Panzer und Geschütze die Wilhelmstraße hinunter zum Wilhelmplatz, vorbei an der erst kürzlich fertiggestellten Neuen Reichskanzlei, von deren Balkon Hitler den imposanten Aufmarsch der Kräfte beobachten wollte, die in die Tschechoslowakei zu schicken er öffentlich geschworen hatte.

Vor der Reichskanzlei war fast immer eine kleine Menschenmenge versammelt, zumeist Touristen aus der Provinz, die hofften, einen Blick auf den »Führer« zu erhaschen. An diesem Tag war die Menge wegen der erhöhten internationalen Spannungen und der Anziehungskraft der Militärparade ein wenig größer als gewöhnlich.

Direkt gegenüber der Reichskanzlei, auf der anderen Straßenseite, lag der »Kaiserhof«, das älteste und vornehmste Hotel Berlins. Dort hatte Hitler in den Wochen vor der Machtübernahme gewohnt und sein Hauptquartier aufgeschlagen. Als an diesem Tag die Abenddämmerung hereinbrach, saßen in der eleganten Bar des Hotels zwei ebenso elegante Frauen in den Dreißigern und ließen ihren Arbeitstag mit einem, dann zwei und schließlich drei Martini ausklingen. Die eine, Ruth Andreas-Friedrich, notierte, was sie in den Stunden zuvor erlebt hatte, und das sollte sie auch in all den schrecklichen Tagen danach tun. Sie war gerade 37 Jahre alt geworden, hatte jung geheiratet, sich aber vor dem dreißigsten Lebensjahr scheiden lassen. Sie arbeitete als Journalistin und Rezensentin für ein Nachrichtenmagazin und hatte eine Tochter im Teenageralter. Ihr Lebenspartner, den sie in ihrem Tagebuch »Andrik« nennt, war der bekannte Dirigent Leo Borchard,* der sich gerade auf einer Tournee durch Skandinavien befand. Ihr großer Kreis künstlerisch interessierter jüdischer und nichtjüdischer Freunde hatte eines gemeinsam: den Abscheu vor dem NS-Regime.

* Leo Borchard (1899–1945), in Moskau geborener Deutschrusse. Mitte der 1930er Jahre durfte der Dirigent zwar noch Aufnahmen machen, aber in Deutschland nicht mehr öffentlich auftreten. Andrik Krassnow war ein Deckname, den er für seine Aktivitäten im Widerstand benutzte. Er überlebte den Krieg und wurde zum Leiter der Berliner Philharmoniker ernannt. Kurz nach der Ernennung wurde er von einem amerikanischen Wachposten erschossen, als sein (von einem britischen Offizier gefahrenes) Auto im besetzten Berlin an der Grenze des amerikanischen Sektors nicht anhielt.

Die zweite Frau trägt in dem Tagebuch den Namen »Karla Simson« (wirklicher Name Susanne »Susy« Simonis), war drei Jahre jünger als die Verfasserin, ebenfalls Journalistin und eine aktive Gegnerin der Nazis. Beide Frauen wussten nur zu gut um die Gefahr, in der die Welt an jenem Herbsttag schwebte, da Simonis über ihren Vetter Erich Kordt (im Tagebuch »Erich Tuch«), einen ranghohen Mitarbeiter von Hitlers Außenminister Joachim von Ribbentrop, gute Verbindungen ins deutsche Außenministerium hatte. Kordt war an jenem Abend bei Hitler in der Reichskanzlei.

Simonis trank ihren dritten Martini, fischte die Olive aus dem Glas, steckte sie in den Mund und sagte nachdenklich: »Ich glaube, wir sind hier fehl am Platze, die Weltgeschichte spielt sich draußen ab.«

»Also gut«, meinte Andreas-Friedrich, »mischen wir uns unter das Volk.«²

Draußen auf dem Wilhelmplatz fanden die beiden Freundinnen die Stimmung der Menge bemerkenswert gedämpft. Es lag eine Art fiebrige Angst in der frühen Abendluft. Sie mussten nicht lange warten, da wurden die Vorhänge im ersten Stock der Reichskanzlei zurückgezogen, die hohen Fenster öffneten sich, und auf dem Balkon erschien Adolf Hitler. Er trat an die Brüstung, in respektvollem Abstand gefolgt von einer Schar hoher Offiziere, und musterte die Menge auf der Straße. Andreas-Friedrich prüfte verstohlen die Gesichter der Umstehenden. Sie sahen aus »wie geprügelte Hunde«, sollte sie später schreiben. Niemand jubelte dem Führer zu, wie es sonst der Fall war, wenn er sich dem Volk präsentierte. Ihre Freundin zupfte an ihrem Mantel und flüsterte: »Bestellt und nicht abgeholt.«

Die Panzer rollten in schier endloser Folge vorbei, und die Menge blieb still. Nach einigen Augenblicken drehte sich Hitler abrupt auf dem Absatz um und verschwand wieder im Gebäude. SS-Männer mit weißen Handschuhen schlossen die Tür hinter ihm und zogen die Vorhänge zu.

Ein junger Arbeiter in der Menge murmelte: »Wenn det nich Krieg heßt, fress ick'n Besen.«

»Und wir sind die Dummen«, sagte ein älterer Briefträger in Uniform und warf, erstaunt über die eigene Kühnheit, nervöse Blicke um sich.

Nachdem sich die Freundinnen getrennt hatten, war Ruth Andreas-Friedrich zu deprimiert, um in ihre kleine Wohnung in Steglitz zu gehen. Sie lief daher einige Zeit im Stadtzentrum umher und schaute nach Mitternacht Unter den Linden im Restaurant Hiller vorbei. Dort traf sie einen Stammgast, den jüdischen Journalisten Heinrich Mühsam. Er war ein früherer Kollege bei der Zeitschrift, für die sie arbeitete, und ein alter Freund. Mühsam

war kein besonders attraktiver Mann mit seinen strähnigen Haaren, seinem zerknitterten Anzug und seiner glänzenden Knollennase, aber er war klug und charmant und konnte gut schreiben. Andreas-Friedrich wünschte sich manchmal, ihre Wertschätzung körperlich ausdrücken zu können, doch das gelang ihr nicht. »Wenn wir uns am Tisch gegenüber sitzen, lieben wir uns beinahe«, schrieb sie. »Nur küssen mag ich ihn nicht. Aber das wage ich ihm nicht zu sagen. Man kann nicht Leute kränken, die es ohnehin schwer genug haben.« Sie blieben bis drei Uhr, dann brachte er sie im Taxi nach Hause.

UNTERDESSEN BAHNTE SICH IN DER KRISE um das Sudetenland eine neue komplizierte Entwicklung an, durch die sich – zumindest in der unmittelbaren Zukunft – alles ändern sollte. Wenige Stunden zuvor hatte die Menge auf dem Wilhelmplatz Hitler wortlos in der Reichskanzlei verschwinden sehen, und fast alle hatten gedacht, was der Mann auf der Straße ausgesprochen hatte: »Morgen wird Krieg sein.«

Hitler war angesichts der mangelnden Begeisterung des Volkes für die geplante Militäraktion gegen die Tschechoslowakei düsterer Stimmung, als er in den Raum zurückkehrte, der voller Regierungsbeamter und hoher Offiziere war. »Mit einem solchen Volk«, sagte er mit wütendem Blick auf den Propagandaminister Joseph Goebbels zu seinen Vertrauten, »kann ich noch keinen Krieg führen.«³

Am Morgen hatte er in der Reichskanzlei mit dem britischen Diplomaten Sir Horace Wilson, einem außenpolitischen Berater und Abgesandten des britischen Premierministers Neville Chamberlain, gesprochen. Wilson hatte ihm mitgeteilt, dass Frankreich im Fall einer deutschen Invasion die Tschechoslowakei unterstützen werde (es war vertraglich dazu verpflichtet). Wenn dies Krieg bedeute, werde auch Großbritannien kämpfen müssen. Hitler hatte eine kompromisslose Haltung eingenommen und geantwortet, er werde »die Tschechoslowakei zerschlagen«, wenn seine Forderungen nicht erfüllt würden. Er war auf alle Eventualitäten vorbereitet und hatte nicht umsonst vier-einhalb Milliarden Reichsmark für die Befestigung der deutschen Westgrenze ausgegeben.

Doch am Abend dieses 27. September, um 22.30 Uhr, wenige Stunden nach der enttäuschenden Begegnung des Führers mit der Öffentlichkeit in der Wilhelmstraße, wurde Chamberlain ein Schreiben von Hitler überbracht. Darin versprach dieser, dass die deutschen Truppen nur in das Gebiet eintreten würden, das die Tschechen bereits an das Reich abgetreten hatten,



Als Hitler sich am 27. September 1938, dem Höhepunkt der Sudetenkrise, auf dem Balkon der Reichskanzlei zeigte, wurde er nicht wie gewöhnlich bejubelt. Die Masse wirkte vielmehr bedrückt. Schon nach wenigen Augenblicken verschwand der sichtlich verstimmte »Führer« wieder im Haus. »Mit einem solchen Volk kann ich noch keinen Krieg führen«, entschied er. Ein Jahr später war es dann so weit: Die Deutschen folgten ihm in die Katastrophe. Die Aufnahme entstand zum fünften Jahrestag der Machtergreifung am 30. Januar 1938.

ferner, dass in den besetzten Gebieten eine freie Volksabstimmung stattfinden werde und Deutschland bereit sei, den Bestand der restlichen Tschechoslowakei zu garantieren.⁴

Tatsächlich hatte Chamberlain zu verstehen gegeben, dass er nicht voll und ganz hinter der harten Linie stand, die Wilson gegenüber Hitler vertreten hatte. In einer Rundfunkansprache in der BBC, die an jenem Abend ausgestrahlt wurde, erwähnte der Premierminister die vielen verzweifelten Briefe mit der Bitte um Frieden, die er aus der Bevölkerung erhalten habe. Dann fuhr er in einer Weise fort, die schon bald berühmt-berüchtigt werden sollte:

Ich habe die Last der Verantwortung zuvor schon stark gefühlt, und durch die Lektüre dieser Briefe ist sie nahezu überwältigend geworden. Es ist furchtbar, gespenstisch, unglaublich, dass wir hierzulande wegen eines Streits in einem fernen Land zwischen Menschen, von denen wir nichts wissen, Schützengräben anlegen und Gasmasken anprobieren. Noch unglaublicher erscheint es, dass ein Streit, der im Prinzip schon beigelegt ist, der Grund für einen Krieg sein sollte ...

Wie groß unsere Sympathie für eine kleine Nation, die mit einem großen Nachbarn im Streit liegt, auch sein mag: Wir können uns nicht bedingungslos dazu verpflichten, für diese Nation das ganze Britische Weltreich in einen Krieg zu verstricken. Wenn wir kämpfen müssen, muss es um größere Angelegenheiten gehen.⁵

Die Rede bedeutete nicht gerade eine Kehrtwende, genauso wenig wie Hitlers zeitweilige Änderung seiner Taktik eine Kehrtwende darstellte, aber sie war ein massiver Kurswechsel. Die bizarre Behauptung, dass die Krise »wegen eines Streits in einem fernen Land zwischen Menschen, von denen wir nichts wissen«, ausgebrochen sei, wirkte besonders ungeheuerlich. Wenn er bezüglich der Tschechoslowakei, einem wichtigen Land in der Kette osteuropäischer Verbündeter, mit denen man Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg hatte in Schach halten wollen, tatsächlich derartig ahnungslos war, wie er vorgab, hätte der Premierminister seine außenpolitischen Berater oder gar sich selbst entlassen müssen.

Die tschechoslowakische Krise hatte seit den ersten Monaten des Jahres 1938 in Europa und darüber hinaus das Denken beherrscht und die Schlagzeilen der Zeitungen bestimmt. Chamberlain war zweimal mit seinem

französischen Amtskollegen Édouard Daladier nach Deutschland geflogen, um das Problem in direkten Gesprächen mit Hitler zu lösen.

Bei der ersten Serie von Krisengesprächen auf dem Berghof, dem Haus des Führers bei Berchtesgaden, war die Sudetenfrage sehr ausführlich diskutiert worden. Chamberlain hatte seinen Gastgeber überrascht, als er sich prinzipiell mit einer Korrektur der tschechoslowakischen Grenzen einverstanden erklärte, wenn diese Korrektur auf die Gebiete mit deutschsprachiger Mehrheit beschränkt bliebe. Als er eine Woche später im Rheinhotel Dreesen in Bad Godesberg erneut mit Hitler zusammentraf, erhöhte dieser den Druck. Der Diktator, der die strategische Unentschlossenheit seines Gegenübers spürte und wie immer seiner Spielernatur folgte, erhöhte seine Forderungen und stieß damit unerwartet auf starken Widerstand bei den Briten und Franzosen. Die Westalliierten garantierten von Neuem das Existenzrecht des tschechoslowakischen Staates, was zu einer weiteren europäischen Krise und der bis dahin größten Kriegsgefahr führte.

Die Tschechoslowakei mobilisierte nun ihre durchaus nicht schwache Armee. In den Jahren zuvor hatte der tschechoslowakische Staat in der Bergregion des Sudetenlands ein raffiniertes und robustes Verteidigungssystem aufgebaut – in einer Region, die der deutsche Reichskanzler Bismarck einmal als »die Zitadelle Europas« bezeichnet hatte. Hitler verlegte sieben Divisionen der Wehrmacht aus Sachsen im Norden, Bayern in der Mitte und dem erst kurz zuvor neu erworbenen Österreich im Süden an genau diese Grenze.

In Großbritannien wurden Gasmasken verteilt (Gas, die große Schreckenswaffe des Ersten Weltkriegs, hielten viele, auch die britischen Verantwortlichen, für eine größere Gefahr als Bomben). Als primitiver Schutz gegen Bombensplitter wurden Splittergräben ausgehoben, öffentliche Gebäude mit Sandsäcken geschützt und viele Tausende von Kindern aus den wichtigsten Großstädten evakuiert. Nahezu eine Woche lang schien der Krieg wahrscheinlich, wenn nicht unvermeidlich.

DER DAMALS 69-JÄHRIGE britische Premierminister Neville Chamberlain war lange Zeit der »starke Mann« der von den Konservativen dominierten britischen »Nationalen Regierung« gewesen, die im November 1931 in Reaktion auf die Weltwirtschaftskrise gebildet worden war. Er hatte fünfeinhalb Jahre als Finanzminister gedient und in diesem Amt für brutale Sparmaßnahmen plädiert. So wurde schließlich ein Haushaltsüberschuss erwirtschaftet, der das Land nach Ansicht der meisten britischen Wähler in

einen viel besseren finanziellen und ökonomischen Zustand versetzte, als man auf dem Tiefpunkt des Abschwungs für möglich gehalten hatte. Chamberlain war der natürliche Nachfolger Stanley Baldwins gewesen. Der alte und kranke dreimalige konservative Premierminister war im Mai 1937 zurückgetreten, nachdem er die Krise, die zur Abdankung Eduards VIII. und der Thronbesteigung von dessen Bruder Georg VI. führte, erfolgreich beigelegt hatte.

Als Finanzminister hatte Chamberlain auch bei den Militärausgaben für einschneidende Kürzungen gesorgt. Von 1935 an hatte er jedoch in Reaktion auf die mögliche Bedrohung durch Hitler-Deutschland einen neuerlichen Ausbau der Royal Air Force und eine generelle Steigerung der Rüstungsproduktion befürwortet. Diese Maßnahmen wurden vom Führer der Opposition Clement Attlee und seinen Kollegen von der Labour Party als »Kriegstreiber« bezeichnet und gegen ihren Widerstand beschlossen.

Tatsächlich war Chamberlain, was man gar nicht erwartet hätte, ein skrupelloser Politiker. Mit Hilfe seines auf scharfe Disziplin achtenden Fraktionschefs David Margesson hatte er die Konservativen im Parlament fest im Griff und »unterwarf die Abgeordneten der Tors mit kalter Skrupellosigkeit dem Willen der Regierung«. ⁶ Jeder, der sich gegen die offizielle Parteilinie stellte, bekam ernste politische und manchmal auch private Schwierigkeiten, insbesondere durch Sir Joseph Ball, den Leiter des Conservative Research Department. Ball war ein enger Freund Chamberlains und häufig dessen Begleiter bei Ausflügen zum Fliegenfischen, die einen erheblichen Teil der Freizeit des Premierministers in Anspruch nahmen. Früher war er beim MI5 (Military Intelligence, Section 5) für besondere Ermittlungen zuständig gewesen, nun sammelte er Informationen über Feinde der Regierung und Feinde Chamberlains, und zwar mit Methoden, die eine Historikerin mit denen verglich, die dreißig Jahre später durch Richard Nixons »Abteilung für schmutzige Tricks« angewandt wurden, unter anderem das Abhören von Telefonaten. ⁷

Dieser effiziente Umgang mit der Macht und der Ruf, kompetent zu sein, standen im krassen Gegensatz zu Chamberlains leicht komischem Auftreten mit der durch Kläppchenkragen und Regenschirm unterstrichenen edwardianischen Steifheit. Seine berufliche Härte wurde außerdem durch verschiedene Eigenarten ausbalanciert, die ihm eine gewisse menschliche Verwundbarkeit verliehen. Er war ein geschickter Fliegenfischer und ein guter Schütze, relativ konventionelle Fertigkeiten der Oberklasse, hatte aber zum Beispiel auch eine große Leidenschaft für Bäume. In den Briefen an seine heißgeliebte Schwester erwähnte er häufig, dass diese gerade grün seien oder üppig blühten.

Tatsächlich unternahm Chamberlain, wie sein Chauffeur James Joseph Read berichtet hat, in Chequers, dem offiziellen Landsitz des britischen Premierministers in Buckinghamshire, oft ausgiebige Expeditionen in die Wälder, die zu dem Landsitz gehörten, wobei er gewöhnlich eine Säge mitführte, denn »es machte ihm Sorgen, tote Äste an einem Baum zu sehen«. Obwohl er damals schon beinahe siebzig war, kletterte er hoch hinauf in die Kronen, um die notwendigen Operationen vorzunehmen.

Read wurde, wie er später erzählte, ein Experte darin, dem gichtgeplagten Premierminister mit seinen geschwollenen Füßen behutsam in die Stiefel zu helfen. Es wurde sogar erwogen, ihn zu Chamberlains erstem Krisentreffen mit Hitler mitzunehmen für den Fall, dass der Premier während der wichtigen Gespräche einen Gichtanfall erlitt. Man entschied sich schließlich dagegen, weil zu wenig Platz im Flugzeug war.

Noch in der Nacht des 27. September hatte Chamberlain auf Hitlers scheinbar so friedfertiges Angebot geantwortet und sich bereit erklärt, in wenig mehr als zwei Wochen das dritte Mal nach Deutschland zu fliegen. Er ging sogar so weit, Hitler im Voraus zu beruhigen, er sei »sicher, dass Sie alles Wichtige ohne Krieg und ohne Verzögerung bekommen können«.⁸ Doch just in diesen Tagen wurde die britische Flotte mobilisiert. Und nicht nur in Großbritannien setzte man Zuckerbrot und Peitsche ein, um vor den geplanten Gesprächen Druck zu entfalten: Als es an diesem Tag Abend wurde in Amerika, wandte sich Präsident Roosevelt in einer Rundfunkansprache an die Nation, in der er eine neue Konferenz über die Sudetenfrage forderte.

Bis zum Morgen des 28. September um 11.30 Uhr hatte Chamberlain sowohl mit Hitler als auch mit Mussolini Verbindung aufgenommen und einen konkreten Vorschlag für eine Vier-Mächte-Konferenz in Deutschland gemacht. Kurz darauf wurde die für 14 Uhr geplante Mobilisierung des deutschen Militärs verschoben.

RUTH ANDREAS-FRIEDRICH schlief nach ihrer nächtlichen Wanderung und der noch späteren Begegnung mit Heinrich Mühsam am folgenden Tag ordentlich aus. Es war beinahe zehn Uhr, als sie duschte und die Wohnungsklingel viermal läutete – das Zeichen, dass der Besucher zu ihr wollte. Sie streifte hastig den Bademantel über und öffnete die Tür. Es war ihre Freundin Susanne Simonis. »Mensch, abgeblasen!« keuchte Simonis, die offensichtlich gerannt war.

»Was – wo – wer?«

»Na, der Krieg natürlich!«

Andreas-Friedrich meinte, sie müsse sich erst einmal anziehen und eine Tasse Tee trinken, damit sie überhaupt aufnahmefähig sei. Simonis wartete ungeduldig, während sich ihre Freundin schnell anzog, Tee zubereitete und ein Stück Brot für das Frühstück aus dem Schrank holte.

»Also kein Krieg!«, erklärte Simonis schließlich. »Frieden! Echter, ehrlicher Frieden! Morgen soll er ausgehandelt werden. In München. Zwischen Hitler, Mussolini, Daladier und Chamberlain. Ich weiß es authentisch.«

Für Menschen wie Andreas-Friedrich und Simonis war »authentisch« ein Codewort. Es bedeutete zuverlässige Information im Gegensatz zu Gerücht oder Propaganda. In diesem Fall war Simonis' Cousin Erich Kordt, Diplomat und rechte Hand Ribbentrops, die Quelle. Kordt war ein Insider, aber wie seine Freunde wussten, ein Insider mit Gedanken, von denen sein Chef und seine Kameraden nichts wussten und nie etwas erfahren durften. Obwohl er im Jahr zuvor der NSDAP beigetreten war, war er kein Anhänger des Regimes. Simonis erzählte Andreas-Friedrich, dass ihr Vetter in dem großen Raum in der Reichskanzlei gewesen sei, als sich Hitler am Abend zuvor auf den Balkon gezeigt hatte. Kordt hatte alles durch ein Fenster beobachtet und sogar die beiden Frauen in der Menge ausgemacht. Simonis wiederholte, was Erich ihr inzwischen erzählt hatte:

Gerade da stand der Krieg auf des Messers Schneide. Hitler trat auf den Balkon, um seinen Soldaten den Feldgruß zu geben. Niemals war er so entschlossen, im Sturm zu nehmen, was man ihm friedlich verweigert. Wir haben geholfen, ihm das zu versalzen. Mit unseren mürrischen Gesichtern und unseren unerhobenen Händen. Dreißig Minuten hat er nach seinem Abtritt noch hinter der Gardine gestanden und unsere Abneigung zur Kenntnis genommen. Während Goebbels, den Hut in die Stirn gedrückt, im geschlossenen Auto kreuz und quer durch Berlin fuhr und die Volksstimmung prüfte. Da hat es sich entschieden. »Mit so was lässt sich kein Blumentopf gewinnen«, würde der Berliner sagen – geschweige denn ein Krieg führen, stellten die Nazis fest. Und also gingen sie in sich und vertagten die Sache. Pass auf, ab morgen verschwinden die gequälten Volksdeutschen aus allen Zeitungen.⁹

Andreas-Friedrich war nicht wirklich erleichtert, doch ihre Spannung hatte sich zunächst einmal gelöst, und Simonis ging es genauso. Sie stellte im Radio den tschechischen Rundfunk ein. Zuerst kam nur ein Pausenzeichen, einige Takte von Smetanas sinfonischer Dichtung *Vyšehrad* (»Die hohe Burg«), dann ertönte ein Männerchor mit einem Totenlied.

Den Rest des Tages war Andreas-Friedrich, wie sie in ihrem Tagebuch notierte, wie betäubt. Durch die große Spannung der letzten Wochen hatte sie, wie es schien, die Fähigkeit verloren, Freude zu empfinden. »Krieg oder Frieden?«, schrieb sie. »Beides erscheint mir gleich schuldbeladen.«

Aus der Sicht von Oppositionellen wie Ruth Andreas-Friedrich und ihrem Kreis war dies durchaus zutreffend. Als friedliebende Menschen wollten sie keinen Krieg, aber viele meinten, dass das Land nur durch einen Krieg von Hitler und seinem Regime befreit werden könne. Die Brüder Kordt, Erich, Berater des nationalsozialistischen Außenministers Ribbentrop, und Theo, hoher Diplomat an der deutschen Botschaft in London, gehörten zu einer Verschwörung hoher Politiker und Militärs. Für den Fall, dass Hitler in die Tschechoslowakei einmarschierte und einen Krieg riskierte, wollten sie einen Staatsstreich verüben mit der Begründung, dass der Führer wahnsinnig geworden sei. Susy Simonis war daran beteiligt, denn sie war hin und wieder als Kurier zwischen Erich in Berlin und Theo in London unterwegs. Noch Anfang September hatte sie Theo eine geheime Botschaft überbracht – auswendig, damit man die Nachricht auf keinen Fall abfangen konnte.¹⁰

Die Urheber der Putschpläne waren Offiziere, die mit der Abwehr, dem militärischen Geheimdienst des Deutschen Reichs, in Verbindung standen, unter ihnen Generalleutnant Hans Oster und Major Helmuth Groscurth. Einige der ranghöchsten Offiziere der Wehrmacht waren locker mit eingebunden, etwa General i. R. Erwin von Witzleben, General Ludwig Beck, bis vor Kurzem noch Generalstabschef des Heeres, Generaloberst Walther von Brauchitsch, Oberbefehlshaber des Heeres, und der Chef der Abwehr Admiral Wilhelm Canaris. Führende zivile Beteiligte waren der Wirtschaftsminister Hjalmar Schacht (der 1923 erfolgreich die Hyperinflation bekämpft hatte), der konservative frühere Oberbürgermeister von Leipzig Carl Goerdeler, der inzwischen als Handelsbeauftragter des Bosch-Konzerns viel im Ausland unterwegs war, und Ernst von Weizsäcker, Staatssekretär im Außenministerium und in dieser Eigenschaft Chef der Brüder Kordt. Die meisten Mitglieder der Gruppe waren deutsche Konservative alten Stils, oft eher Monarchisten als Demokraten. Einigen ging es nicht einmal darum, Hitler zu stürzen oder zu

töten, sondern lediglich darum, ihn »zur Vernunft zu bringen«,¹¹ aber alle glaubten, dass ein Krieg zu diesem Zeitpunkt Deutschlands Untergang bedeutete, und waren bereit, drastische Maßnahmen zu ergreifen, um ihn zu verhindern.

Die britische Regierung war recht gut über die Existenz der Gruppe und ihre Ziele informiert. Theo Kordt wird im Tagebuch des damals 53-jährigen Sir Alexander Cadogan, Ständiger Unterstaatssekretär für auswärtige Angelegenheiten und Chef des britischen Foreign Office, am 6. September als »Herr X« erwähnt.¹²

An jenem Tag hatte Kordt mit Sir Horace Wilson Kontakt aufgenommen und ihn über Hitlers Absicht informiert, am 19. oder 20. September in die Tschechoslowakei einzumarschieren. Am folgenden Tag wiederholte der deutsche Diplomat diese Voraussage in Gegenwart von Cadogan und Außenminister Lord Halifax – der Premierminister war gerade zum Fliegenfischen in Schottland –, nachdem man ihn zu einem Geheimtreffen (»durch den Garteneingang«) in die Downing Street gebeten hatte. Kordt verband seine Informationen mit der Bitte an die Briten, die Tschechoslowakei, komme, was wolle, zu unterstützen. Er schlug sogar vor, das deutsche Volk durch eine Sondersendung im Radio zu warnen,¹³ was Cadogan für verheerend hielt. Er erklärte, dass die Idee »mich beinahe misstrauisch macht«, also den Verdacht in ihm weckte, Kordt könne eine Art *Agent Provocateur* sein.

In den folgenden Tagen und Wochen versuchten Kordt und seine Freunde verzweifelt, die Briten zu einer harten Haltung gegenüber Hitler und seinen Machenschaften zu bewegen. Die Pläne des Widerstands konnten nur gelingen, wenn Briten und Franzosen sich angesichts der nationalsozialistischen Aggression hart zeigten, auch – oder vielleicht gerade – wenn das zu einem Krieg in Mitteleuropa führte. Das Problem war, dass die Briten, wie Cadogans Reaktion beweist, sich nicht entscheiden konnten, ob es sich hier um einen echten Versuch transnationaler Zusammenarbeit gegen die Bedrohung durch Hitler handelte oder ob sie von ein paar schlaun und hinterhältigen NS-Diplomaten hinters Licht geführt wurden.

AM ENDE ENTSCHIED die britische Regierung – vermutlich mit einem gewissen Bedauern –, so zu tun, als hielte sie den von Theo Kordt vertretenen Widerstand nicht für glaubwürdig. Das Misstrauen der herrschenden Klasse in Großbritannien gegen ihr deutsches Äquivalent war einfach zu groß und schließlich nicht erst 1933 mit der Machtergreifung Hitlers entstanden, son-

dern entsprang vielmehr den Erfahrungen im Ersten Weltkrieg und der heftigen Rivalität zwischen Deutschland und Großbritannien, die diesem vorausgegangen war.

BEI DER BRITISCHEN BEVÖLKERUNG herrschte weiterhin große Anspannung, insbesondere bei den einfachen Leuten, die nicht mehr wussten als das, was in der Zeitung stand oder über das Radio verbreitet wurde. Gegen Ende der Woche schrieb Leonard Grugeon, ein 22-jähriger Bankangestellter in Swindon, der als Beobachter für Mass-Observation Tagebuch führte, über die Stimmung seiner Kollegen in der Bank: »Inzwischen warten wir gespannt, während die Staatsmänner beratschlagen ... Eine große Faulheit hat die Menschen ergriffen. Keine Arbeit außer dem Notwendigsten wird mehr erledigt. Briefe bleiben ungeschrieben, Bücher ungelesen, Theater unbesucht. Denn: Wer weiß, was morgen kommt? Aber alle stellen sich diese Frage.«¹⁴

Bis vor Kurzem hatten manche noch versucht, die Krise auf die leichte Schulter zu nehmen. Elizabeth Crowfoot, eine junge Schauspielerin, die mit einem Repertoiretheater auf Tournee war, hielt fest, wie die Schauspieler aus ihrer Truppe auf die neusten Nachrichten reagierten:

B.R. (Schauspieler, etwa 30) kam auf mich zu und sagte: »Mir würde es nichts ausmachen, wenn ein Krieg käme. Überleg mal – ich muss mich dann nicht mehr um einen Job bemühen, nicht mehr ›in Verbindung bleiben‹. Alle Kostüme werden zur Verfügung gestellt, man muss sich nicht schminken, die Unterkunft ist frei« –

K.K.: »Und zwei Schilling und zehn Pence am Tag – das muss es sein, so viel kriegst du, wenn du arbeitslos bist.«

E.B., der im letzten Krieg war, sah die beiden bloß an.

Er werde sich wohl bei der Royal Air Force (RAF) bewerben, fuhr »K.K.« fort, dort gebe es einen Aufschub, weil man zuerst eine Ausbildung machen müsse – oder bei der Marine, dort sei es wenigstens »halbwegs sauber«. Er »konnte Dreck oder Ratten nicht ausstehen«.¹⁵

In Coventry, einem Zentrum der Rüstungsindustrie in Mittelengland und daher ein wichtiges Ziel für deutsche Bombenangriffe, hörte ein Beobachter von Mass-Observation, wie ein 16-jähriger Junge zu einem Passanten sagte, er werde im Kriegsfall »wie ein Hase davon und nach Hause laufen, niemand wird mich in Coventry festhalten, ich werde eine möglichst große

Entfernung zwischen mich und Coventry legen!« Ein Freund des Beobachters, der gerade aus Birmingham zurückgekehrt war, berichtete, dass Barrow's, ein großes Kaufhaus in der Bull Street in Birmingham, »einen Ansturm verkraften muss, der sich nur mit dem in der Weihnachtszeit vergleichen lässt«. ¹⁶

Am folgenden Tag wurde Chamberlains Reise zur Münchner Konferenz vereinbart, und die Spannung nahm erheblich ab, wenngleich einige Zivilisten, denen der Beobachter begegnete, immer noch Gräben für den Fall von Bombenangriffen ausheben wollten. (»Sie werden uns verdammt gute Dienste leisten.«)

In Tunbridge Wells, vierzig Kilometer südlich von London, hörte C. Miller, eine junge Lehrerin und überzeugte Antifaschistin, die Sechs-Uhr-Nachrichten der BBC, als sie von der Arbeit nach Hause kam. Sie schrieb in ihrem Bericht:

Chamberlain reist nach München. Bin enorm erleichtert ... Gleichzeitig gespannte Erwartung: Werden England und Frankreich die Tschechoslowakei nun in eine unmögliche Lage bringen? Wird Mussolini für seine Dienste Wohlverhalten in Bezug auf Spanien von uns fordern? Dennoch, es sind sehr hoffnungsvolle Nachrichten. Nun, nachdem ich auf dem Sofa gelegen ... und Nachrichten gehört habe, fühle ich mich sehr erfrischt und weniger müde. ¹⁷

Miller berichtete außerdem, dass sie selbst an diesem Nachmittag einen Graben im Garten hatte ausheben wollen und dafür eigens eine Spitzhacke gekauft hatte. Sie hatte dafür am Wochenende sogar schon eine Stelle markiert. »Nun jedoch, wegen der besseren Nachrichten, weil es schon spät ist usw., verschiebe ich es.«

In Coventry registrierte ein Beobachter an diesem Abend »aufgeregtes Stimmengewirr« im Bus, als er nach Hause fuhr. Ein junger Kaufhausabteilungsleiter Ende zwanzig verkündete mit »erhobener Stimme: ›Na, habe ich es nicht immer gesagt? Ich wusste, dass es nie einen Krieg geben wird. Wir waren ganz schön nah dran, aber –‹«. Ein anderer junger Pendler war ähnlich optimistisch: »Hitler ist ja vielleicht ein Narr, aber kein so großer, dass er einen Krieg anfängt – ich habe nie gedacht, dass es zum Krieg kommen wird.« ¹⁸

AUCH IN DEUTSCHLAND war den meisten nicht klar, ob die neue Entwicklung den Frieden sicherte oder nur eine Hürde auf dem Weg zum Krieg darstellte. Wilm Hosenfeld, ein 43-jähriger Veteran des Ersten Weltkriegs, Dorfschullehrer in Thalau in Osthessen und gläubiger Katholik, hatte als begeistertes SA-Mitglied zwei Jahre zuvor den Nürnberger Reichsparteitag besucht. Hitlers aggressive Rede am 26. September hatte ihn dagegen wenig begeistert, sondern ziemlich besorgt gestimmt: »Er redet maßlos, überheblich, man kann sagen, seine Art ist wenig vornehm, überlegen. Ausdrücke wie ›demokratisches Lügenmaul‹ sind unwürdig eines großen Staatsmannes, der ein großes Volk vertritt. Er will nicht nachgeben. Wir befürchten, dass es Krieg gibt.«¹⁹

Am folgenden Tag dachte er sogar darüber nach, ob eine Diktatur tatsächlich nur Vorteile und vielleicht nicht auch Nachteile hatte:

Jetzt kommt einem doch auch mal zum Bewusstsein, welch große Gefahr die Staatsform der reinen Diktatur hat. Was steht im Wege, wenn Hitler unzugänglich bleibt und das d[eutsche] Volk in den Krieg stürzt? Volksbefragung? Das sind große Worte, in Wirklichkeit wird das Volk nicht gefragt. Ganz anders die Demokratie mit dem Parlament.²⁰

Am darauffolgenden Tag war der Dorfschullehrer noch immer niedergeschlagen, schließlich verfügte er nicht über die geheimen Informationen, welche die Stimmung von Ruth Andreas-Friedrich und ihren Freunden gehoben hatten. Es war erneut ein »böser Tag«, an dem der Schatten des Krieges noch schwerer über allem lag. »Dieser Krieg«, schrieb Hosenfeld in sein Tagebuch, »wäre in seinen Folgen ungeheuer schlimm. – Wir stürzen jedes Mal, wenn der Rundfunk Nachrichten bringt, an den Lautsprecher. A[nnemarie] ist so niedergeschlagen, dass sie bei der geringsten Gemütsbewegung weint.«²¹

Im südwestdeutschen Stuttgart-Bad Cannstatt vertraute eine Frau in den Zwanzigern, die als Gärtnerin arbeitete, sich am 29. September ihrem Tagebuch an. Nachdem sie zunächst das außergewöhnlich heiße Wetter erwähnt hatte, das seit zwei Wochen herrschte, kam sie auf die Sudetenkrise und das Gipfeltreffen in München zu sprechen. Obwohl sie offensichtlich eine leidenschaftliche Anhängerin Hitlers war, zeigte sie sich besorgt über die Lage und darüber, was die Krise für ihren Vater und ihren Bruder bedeuten könnte:

Sicher, wenn es sein soll, dann auch jeder an seinem Platz, u. Vertrauen auf des Führers glückliche Hand u. auf Italiens u. Japans Hilfebereitschaft. Die Ereignisse jagen sich, heute hat der Führer Mussolini, Chamberlain u. Daladier in München zur Besprechung, hebt die Spannung auf das Ergebnis. Alle paar Stunden sind Nachrichten am Radio u. Berichte von dem Terror in der Tschechei, die Spannung ist zum Platzen.

Ob Papa mit muss, u. später Heinz? Was aus uns noch wird, wie wir all so versprengt wohnen, ich habe Angst um unsere Zukunft. Die Nachrichten der fremden Sender, die wir oft abhören, verwirren einen noch mehr, sie sind immer anders wie unsere, aber nie deutschfreundlich. Sie sind neidisch auf unser erstarkendes Deutschland, weiter nichts u. die Juden die herausgeflogen sind u. jetzt auch aus Italien müssen, werden schon ihr übriges tun.²²

Dann erwähnte sie noch, dass sie und eine Freundin einen Film mit Zarah Leander gesehen hatten, der angeblich in Venedig mit dem Mussolini-Pokal ausgezeichnet worden war.

In Berlin war der 38-jährige Erich Ebermayer unterdessen in einer seltsamen Lage: nahe an der Elite des Dritten Reichs und doch stets am Rande der Legalität. Der erfolgreiche Romanschriftsteller, Dramatiker und Drehbuchautor war in der Weimarer Republik ein prominenter liberaler Autor gewesen. Als die Nazis an die Macht kamen, hatten sie viele seiner Werke verboten. Er hatte jedoch Verbindungen in Hitlers Zirkel, unter anderem zum Reichsleiter Philipp Bouhler, einem der frühesten Anhänger Hitlers und seit 1936 Chef der Reichskanzlei. Bouhler war ein Vetter mütterlicherseits von Ebermayer. Über einen anderen angeheirateten Vetter war er mit Fritz Todt verwandt, Generalinspektor für das Straßenwesen und Chef der gigantischen Organisation Todt, die hauptsächlich militärische Bauprojekte realisierte.

So kam es, dass Ebermayer an einem Tag ein glanzvolles Kulturfestival der Nazis besuchte und am nächsten zur angespannten »Plauderei« mit der Gestapo geladen wurde – allerdings landete er nie in einem Konzentrationslager. Zu seinem Glück wurden seine unpolitischen Theaterstücke immer noch aufgeführt, er durfte harmlose volkstümliche Filmdrehbücher schreiben, lukrative Engagements als (im Abspann gewöhnlich nicht genannter) »Script Doctor« übernehmen und als Theaterregisseur arbeiten. Das sicherte ihm während der gesamten Nazizeit ein ordentliches Einkommen.

Und er führte Tagebuch. Am 28. September schrieb er über Hitlers Wutrede vom 26. September, nachdem er einen Zeitungsbericht darüber gelesen hatte (»es war mir physisch unmöglich, ihm [im Radio] zuzuhören«):

Interessant die Stimmung der Menschen in Berlin. Rechnen wir die fanatisierten Massen ab, die gestern den Sportpalast füllten, so sieht man überall nur vermieste Gesichter. Keiner will den Krieg – aber viele wollen die Sudeten. Es geht doch allen so gut! Wir verdienen so gut! Man hat ein Auto, einen Kühlschrank, eine Musiktruhe – wozu also noch Krieg? Der »Führer« hat es ja bisher immer ohne Krieg geschafft. Er wird es auch diesmal schaffen ...²³

Nach Ebermayers Einschätzung waren die meisten Deutschen für einen Erfolg Hitlers in den bevorstehenden, bisher wichtigsten Gesprächen. Sie vertrauten seit Jahren darauf, dass der »Führer« alles, was Deutschland brauchte, mit friedlichen Mitteln erreichte. Bisher war ihm das schließlich immer gelungen.

AM DIENSTAG, dem 29. September, holten Alexander Cadogan und seine Tochter Gillian Lord Halifax morgens um 7.30 Uhr in seiner Londoner Wohnung am Eaton Square 86 ab und fuhren mit ihm zum Heston Aerodrome, einem Flugplatz westlich von London. Dort ging Chamberlain an Bord einer in Amerika gebauten und als Zivilflugzeug registrierten Lockheed 14 Super Electra, die ihn und seine Berater nach München brachte. Mit derselben 14-sitzigen Maschine der British Airways war er eine Woche zuvor schon nach Bad Godesberg geflogen. Im Nieselregen winkten Cadogan und Gillian dem Premierminister, als er zu seiner schicksalhaften Mission aufbrach. Es war, wie Cadogan schrieb, »eine gute Show«.²⁴

Wenigstens für Cadogan war der Rest des Tages, so notierte der überarbeitete Regierungsbeamte, »leicht« wie »die Stille im Auge des Taifuns!«. Er erhielt einen aufmunternden Anruf des amerikanischen Botschafters Joseph Kennedy, der versprach, er werde »dem Premierminister sagen, dass ich der richtige Mann für Washington bin!«.* Während Chamberlain sich in Deutschland aufhielt, konnte der Staatssekretär sogar »das erste Mal seit Tagen« zu Hause bei seiner Familie zu Abend essen.

* Botschafter in Washington zu werden war ein Lebenstraum von Alexander Cadogan.

Um 11.51 Uhr deutscher Zeit landete Chamberlain mit seinem Verhandlungsteam auf dem Flughafen Oberwiesenfeld im Norden von München, der ihm nach seiner Reise zu Beginn des Monats schon vertraut war. Er wurde von Außenminister Ribbentrop und einem Begrüßungskomitee empfangen, zu dem nicht nur vergleichsweise respektable Nazis wie General Ritter von Epp gehörten, sondern auch der SS-Brigadeführer Christian Weber, ein vierschrotiger früherer Rausschmeißer. Weber war der inoffizielle Stadtherr von München, ein bekannter alter Kämpfer der Nazis und einer jener Schlägertypen, die Hitler seit seinen ersten Tagen als aufrührerischer kleiner Politiker in Bayern als Leibwache gedient hatten. Ebenfalls auf dem Rollfeld wartete der in Eton zur Schule gegangene britische Botschafter in Deutschland Sir Neville Henderson.

Die britische Delegation wurde sofort zu ihrem Quartier im Hotel Regina am Maximiliansplatz gebracht. Von dort war es kaum ein Kilometer bis zum sogenannten Führerbau in der Arcisstraße, einem erst kurz zuvor vollendeten Repräsentationsbau der Münchner NSDAP, in dem Hitlers politischer Stab untergebracht war, wenn er sich in München aufhielt. Hier fanden die Krisengespräche statt.

Sie begannen um 12.30 Uhr in Hitlers Arbeitszimmer. Das Treffen war sorgfältig inszeniert. Hitler war bewusst mit dem Rücken zum Fenster platziert, damit sein Gesicht im Schatten lag. Chamberlain saß links von ihm, Daladier und Mussolini saßen gemeinsam auf dem Sofa.²⁵ Das Dokument, auf das man sich einigen sollte, stammte angeblich von den Italienern, die als »ehrliche Makler« auftraten. In Wirklichkeit war es von Göring verfasst und von Ernst von Weizsäcker, Staatssekretär im Auswärtigen Amt und angeblich führendes Mitglied des Widerstands, in die Diplomatensprache gebracht worden. Danach hatte man es nach Rom geschickt, von wo es der Duce und seine Entourage wieder nach Deutschland gebracht hatten, um es nun bei den Münchner Gesprächen als sein eigenes Werk zu präsentieren.²⁶

Die erste Sitzung dauerte bis zum Nachmittag, dann gab es eine Pause. Um 22 Uhr versammelte man sich erneut, um den endgültigen Wortlaut des Abkommens auszuarbeiten. »Armer PM, er muss halb tot sein!«, kommentierte Cadogan in seinem Tagebuch. Als die Verhandlungen um 2.30 Uhr beendet waren, hatte Hitler alles bekommen, was er wollte (oder besser gesagt, alles, was er zu diesem Zeitpunkt zu wollen beschlossen hatte, nachdem er des Vorwands für einen Einmarsch in der Tschechoslowakei beraubt worden war). Nur Daladier und seine Chefberater Alexis Léger äußerten grundsätz-



»Frieden für unsere Zeit« schien die Münchner Konferenz der Welt bringen. In Wahrheit hatte man den Zug in den Krieg bestiegen, als Mussolini, Hitler, Daladier und Chamberlain (v.l.n.r.) am 29. September auseinander gingen.

liche Bedenken hinsichtlich des weiteren Schicksals der Tschechoslowakei, doch das war kaum mehr als ein Rückzugsgefecht.²⁷

Nach den Bestimmungen des endgültigen Abkommens erhielten die deutschen Truppen die Erlaubnis, am 1. Oktober die Gebiete der »Sudeten« zu besetzen, also zu dem von Hitler ursprünglich vorgesehenen Termin. Die Gebietsgrenzen waren dabei nicht nur von ethnischen, sondern in erheblichem Maß auch von strategischen Erwägungen bestimmt: Hunderttausende Deutsche verblieben im tschechoslowakischen Rumpfstaat, andererseits fand sich eine Million Tschechen im Deutschen Reich wieder. Wenn sie nicht Deutsche werden wollten, mussten sie das Gebiet bis zum 10. Oktober verlassen, gleichgültig ob ihre Muttersprache Tschechisch oder Deutsch war. Sie durften nichts mitnehmen und sollten keine Entschädigung erhalten. Die imposanten Befestigungen, die die Tschechoslowakei in der gebirgigen Grenzregion an der deutschen Grenze errichtet hatte, fielen an das Deutsche Reich. Damit war der Rest des Landes der Wehrmacht de facto schutzlos ausgeliefert. Auch der größte Teil der tschechoslowakischen Schwer- und Rüstungsindustrie fiel an Deutschland.

AM NACHMITTAG des 29. September 1938, während sich die Vier-Mächte-Gespräche im Führerbau dahinschleppten, radelte die 23-jährige Hausangestellte Maria Jörg auf einer Landstraße durch den Forstenrieder Park, einen großen Wald vor den Toren Münchens, der früher einmal als königliches Jagdrevier gedient hatte. Als sie die leichte Kurve bei dem bescheidenen Forsthaus Oberdill erreichte, dem einzigen bewohnten Haus in dieser Gegend, kam ihr ein Mann in den Dreißigern auf einem Fahrrad entgegen. Sie trat fester in die Pedale, aber wenig später wurde sie hinterrücks von starken Armen umklammert und vom Rad gerissen. Der Radfahrer hatte umgedreht und zerrte sie nun zum Straßenrand. Er würgte sie und schoss ihr dann mit einem kleinen Revolver in den Hinterkopf. Danach schleppte er sie weiter in den Wald hinein und versuchte sie zu vergewaltigen. Die spätere Beweisaufnahme ergab, dass er ejakulierte, bevor er sie penetrieren konnte.

Er zerstückelte die Leiche mit einem Messer, grub ein Loch in den weichen Waldboden, warf die Leichenteile hinein und bedeckte sie mit einer Mischung aus Erde und Tannennadeln. Schließlich zerlegte er hastig das Fahrrad und warf die Teile ins Unterholz. Er nahm den Geldbeutel und ein paar weitere Habseligkeiten der jungen Frau an sich und verschwand.

Nur 15 Kilometer, in Wahrheit aber Lichtjahre entfernt, nahmen die wichtigen Verhandlungen in München ihren Fortgang, während die Augen der Welt in angespannter Erwartung auf die Stadt gerichtet waren. Es sollte Monate dauern, bis man die als vermisst gemeldete Maria Jörg in dem Waldstück gegenüber dem Forsthaus fand. Erst im Lauf des folgenden Jahres kam die ganze Wahrheit über das schreckliche Schicksal der jungen Frau ans Licht – und ebenso die Wahrheit über die folgenreichen und auf ihre Art gleichfalls schrecklichen Dinge, die am 29. September 1938 in München beschlossen worden waren.

VOJTECH MASTNY, der tschechoslowakische Gesandte in Berlin, und der Ministerialrat im tschechoslowakischen Außenministerium Hubert Misařík waren von der Regierung der Tschechoslowakei als »Beobachter« nach München geschickt worden. Auch sie hatten im Hotel Regina Zimmer gebucht, wurden dort jedoch von Beamten der Gestapo in Empfang genommen und festgehalten, so dass sie nicht an den Verhandlungen teilnehmen konnten.²⁸

Noch vor der ersten Vereinbarung war der tschechoslowakische Staat damit gedemütigt, und es sollten weitere Demütigungen folgen, die den Tschechen nicht nur von ihren offensichtlichen Feinden, sondern auch durch angeb-

liche Freunde zugefügt wurden. Als Chamberlain mit Daladier im Schlepptau in den frühen Morgenstunden ins Hotel Regina zurückkehrte, luden die beiden die Vertreter der tschechoslowakischen Regierung zu einer Zusammenkunft ein. Es war schon nach zwei Uhr morgens, und Chamberlain gab sich keine Mühe, seine Erschöpfung zu verbergen, sondern gähnte ungeniert, während das Abkommen den Vertretern der Tschechoslowakei erläutert wurde. Man erklärte ihnen, dass ihre Zustimmung nicht unbedingt erforderlich sei. Sollten sie den Vereinbarungen nicht zustimmen, standen sie ganz allein da. »Danach waren sie mit uns fertig und erlaubten uns zu gehen«, sagte Masařík.²⁹

Hitler schien mit dem Ergebnis sehr zufrieden zu sein. Er bestand sogar darauf, aus der Parteizentrale, dem »Braunen Haus«, das Gästebuch holen zu lassen, damit sich die Staatsmänner in dieses eintragen konnten. In Wahrheit war ihm das Sudetenland zu wenig, er wollte Prag und ganz Böhmen. Die Franzosen und Briten hatten ihn aber gezwungen, sich mit weniger zufriedenzugeben, da sie ihn auf seine öffentliche Behauptung festnagelten, es gehe ihm nur um die Sicherheit und Selbstbestimmung der Sudetendeutschen, und darauf bestanden, dass er auf sein eigentliches Ziel der totalen Zerstörung und militärischen Besetzung der Tschechoslowakei (wie sich später herausstellte, nur vorläufig) verzichtete.³⁰

Am Freitag, dem 30. September, dem Morgen nach der Unterzeichnung des Abkommens, fuhr Chamberlain im offenen Wagen vom Hotel zu Hitlers Wohnung am Prinzregentenplatz 16 in unmittelbarer Nähe der Isar, wo der Diktator seit 1929 residierte, wenn er sich in München aufhielt. Chamberlain hatte für eine weitere bilaterale Zusicherung des Friedens ein besonderes Treffen verlangt: von Mann zu Mann und von Nation zu Nation. Die französischen Verbündeten Großbritanniens waren nicht informiert worden. Die Münchner jubelten dem Premierminister auf seiner kurzen Fahrt überschwänglich zu, was den Premierminister begeisterte, seinen Gastgeber aber verärgerte. Doch er wahrte die Form und hielt den »Mann mit dem Schirm« bei Laune.

Hitler und Chamberlain sprachen anderthalb Stunden offenbar in freundlicher Atmosphäre miteinander und setzten dann ihre Unterschriften unter ein gemeinsames Dokument, eine »deutsch-britische Friedenserklärung«. Darin versicherten beide Staaten, »nie wieder einen Krieg gegeneinander zu führen«. Wichtig schien, dass in dem Dokument ein formelles Prozedere festgehalten wurde, mit dessen Hilfe für sämtliche Probleme, die in Zukunft zwischen den beiden Staaten auftauchten, eine friedliche Lösung

gefunden werden sollte. Frank Ashton-Gwatkin, ein Beamter des Foreign Office und Befürworter der Appeasement-Politik, zitierte später die Behauptung eines deutschen Bekannten, Hitler habe nach der Unterzeichnung des zweiten Abkommens gesagt, Chamberlain »war so ein netter alter Herr, und ich dachte, ich gebe ihm meine Unterschrift als Souvenir«. ³¹

Am Abend, nach etwas mehr als 24 Stunden auf deutschem Boden, stieg Chamberlain wieder in seine Lockheed Electra und kehrte nach London zurück. Gegen 17.30 Uhr landete er auf dem Heston Aerodrome, wo sich bereits eine große Schar von Gratulanten am Rollfeld eingefunden hatte. Als der Premier aus dem Flugzeug stieg und sich der Presse stellte, zog er die deutsch-britische Friedenserklärung aus der Tasche und las den versammelten Reportern und Kameralen – darunter erstmals bei einem Ereignis im Freien auch ein Übertragungsteam der BBC-Fernsehnachrichten – einen Abschnitt aus dem berühmten – später berühmten – »Stück Papier« vor.

»Meine lieben Freunde«, schloss er, »dies ist das zweite Mal, dass ein ehrenhafter Frieden aus Deutschland in die Downing Street zurückgekehrt ist. Ich glaube, es ist Frieden für unsere Zeit.« ³²

Alexander Cadogan schrieb an diesem 30. September erleichtert in sein Tagebuch: »Die *Times* hat diesen Morgen das Münchner Abkommen publiziert. Sieht für mich ganz gut aus.« ³³ Er war am Nachmittag wegen des Verkehrs auf der Great West Road aufgehalten worden und dann förmlich zum Flughafen gerast, um zur Landung Chamberlains nicht zu spät zu kommen. Cadogan sah damals keine besondere Bedeutung in den Worten des Premierministers. Der Mandarin der Mandarine im Foreign Office hielt die Ereignisse routiniert in seinem Tagebuch fest:

Stürmten mit erhobenem Polizeiausweis durch die Menge am Tor. Die Polizisten ließen die Menge eine Gasse bilden und ließen uns durch bis zur Landebahn. Wir kamen an, als der Pilot gerade den Motor abstellte und der P. M. das Flugzeug verließ. Er gab zuerst Clarendon die Hand, der ihm eine Einladung des Königs überbrachte, dann H. [Außenminister Halifax] und dann mir. Er hielt eine Rundfunkrede und kam recht schnell weg. Als er fertig war, begann es wieder zu regnen.

DIE GESONDERTE deutsch-britische Friedenserklärung, die Chamberlain bei seiner Rückkehr nach London vorzeigte, beruhigte viele Engländer, weil sie den Eindruck vermittelte, dass Hitler tatsächlich den Frieden zwischen